

«ICH BIN, WAS DU VERGESSEN HAST»

«*Ich bin, was du vergessen hast*» – die Aussage aus einem Gedicht von Hans Magnus Enzensberger markiert eine Zäsur. Die Erinnerung unterbricht für Momente das Vergessen, indem sie das Vergessene benennt. Sie lässt verlorene Gemeinsamkeit aufscheinen, so als ob noch einmal ein heller Lichtstrahl in ein bereits geschlossenes Kapitel geworfen würde. Eine tiefe Sehnsucht nach der verlorenen Nähe des Anderen, nach gegenseitigem Vertrauen, mischt sich mit unstillbarer Trauer. Indem die Aussage aber gemacht wird, hier steht und sich zum Lesen anbietet, widersetzt sie sich der Vergänglichkeit. Das grosse Gefühl wird in der Rede über seine Abwesenheit noch einmal gross. Es ist weg, unwiederbringlich. In der Sprache der Erinnerung aber leuchtet es noch einmal auf. Komprimiert evoziert der Satz die wiederkehrende Geschichte von Faszination und Fremdheit, von Intimität und Einsamkeit und lässt uns vorübergehend teilhaben an einer Erfahrung, die Gelingen und Scheitern seltsam aufeinander bezieht.

Weisst du noch? Erinnerst du dich an den ersten Blick, die erste Berührung? Erinnerst du dich an den ersten Streit, an die Angst, den anderen zu verlieren? Das Ich, das aus der Zeile spricht, erinnert die eigene Geschichte, ohne sie uns zu erzählen. Es unterstreicht die existentielle Bedeutung des gemeinsam Erlebten und wendet sich an ein Du, das diese Erfahrungen auszublenden scheint. Erinnernd erhebt das Ich das Vergessene zur Bedingung des Selbstbezugs. Es reflektiert damit implizit das dialektische Zusammenspiel von Erinnern und Vergessen und deren Bedeutung für die Selbstbestimmung.

*

Ich bin, die ich war. Der einfache und doch auch komplexe Satz widerspiegelt das geläufige Verständnis vom Verhältnis zwischen erinnerter Geschichte und Selbstbewusstsein. Jene

Witze, die vom ambivalenten Glück handeln, die Welt jeden Tag von neuem spannend zu erleben, weil immer gleich wieder alles vergessen ist, zeugen davon. Die Pointe funktioniert wohl auch deshalb, weil sich die meisten Menschen davor fürchten, an Alzheimer zu erkranken und damit das zu verlieren, was wir als individuelle Persönlichkeit bezeichnen. Es gibt eine lange Tradition, das Selbstbewusstsein abhängig vom Erinnerungsvermögen zu denken. Die Identität wird dabei als das Ergebnis gespeicherter Eindrücke und Erinnerung als der aktive Zugriff darauf vorgestellt.

John Locke beschreibt 1690 das Gedächtnis als einen grossen Speicher und zeichnet damit

*Erfahren, empfinden,
erinnern – Wahrnehmung ist
immer schon Sprache.*

ein Bild, das sich bis heute in Varianten gehalten hat. Häufig geht das Speichermodell einher mit einer Dichotomie zwischen Innen und Aussen. So sieht Freuds Psychoanalyse in der aktiven Erinnerung zum Beispiel einen möglichen Zugang zum Innern, worin die Erfahrungen aufbewahrt sind, die uns unbewusst bestimmen. Die Teilung in ein Innen und in ein Aussen wird auch in einem Liebesbrief von Kafka eindrücklich inszeniert. In einer Notiz an Milena wird die Transformation der eigenen Gedanken in die konventionelle Sprache als gewaltvoller Leidensprozess nachgezeichnet. Niemals gelingt, so Kafka, niederzuschreiben, was niedergeschrieben werden muss. Auf dem Weg nach aussen, in der Übersetzung in Sprache, geht stets etwas verloren.

Diese Beschreibungen führen eine Unterscheidung zwischen dem Erlebten und dem sprachlich Fassbaren ein. Sie legen eine Differenz nahe, die wir intuitiv gern akzeptieren.

Haben wir uns nicht alle schon einmal in einer Begegnung unwohl gefühlt, ohne zu wissen weshalb? Wir können das Unwohlsein nicht erklären und haben doch das eindeutige Gespür, dass da etwas unangenehm war. Oder wir versuchen uns zu erklären und das Gegenüber begreift nicht, was wir meinen. Oder noch schlimmer, das Gegenüber gibt vor, uns zu verstehen, aber wir fühlen uns ganz einfach unverstanden. Wenn wir annehmen, dass das Sein immer mehr umfasst als in Sprache Ausdruck finden kann, dann erweist sich jede Selbstdefinition als begrenzt. Wer «ich» spricht und also das Personalpronomen verwendet, bewegt sich im Raum einer Konvention. In der Sprache handeln wir als Teil einer Gemeinschaft. Identität ist insofern immer eine abstrahierte. Überträgt man diese Vorstellung auf die eingangs diskutierte Aussage, dann drängt sich eine neue Lesart auf. Die Dokumentation einer gescheiterten Liebesbeziehung wird zur wunderbaren Liebeserklärung.

*

Ich bin die andere. Ich bin, was bei aller Nähe unvertraut bleibt. Die Betonung der Differenz zwischen dem, was erinnert werden kann, und dem, was sich dem Zugriff der bewussten Vergewärtigung entzieht, gerät dieser Lektüre zu einem Zeugnis der Liebe. Niemandem stärker als dem Liebenden wird die Unzulänglichkeit zur Herausforderung. Die Sehnsucht nach Verschmelzung führt unweigerlich zur Erfahrung des gegenseitigen Verpassens. Auf der Ebene der Kommunikation wäre eine eindeutige Sprache mit abgeschlossenem Vokabular nötig. Diese würde ein umfassendes Verstehen ermöglichen. Allerdings führte solche Sprache immer weiter weg von der Individualität. Das menschliche Missverstehen künstlich zu eliminieren, kostete denn auch einen sehr hohen Preis. Wir müssten unsere Vorstellung von persönlicher Freiheit ganz neu denken. Und auch die Sehnsucht, die sich zwischen einem bestimmten und besonderen Ich und einem bestimmten und besonderen Du ergibt, wäre sehr viel allgemeiner anzunehmen. Als Individuen sind wir gleichzeitig einzigartig und vergleichbar. Das Missverstehen, das im Denken zur Erfahrung wird, ergibt sich aus dem

unauflösbaren Widerspruch, dass wir 1. immer nur eine einzige Sprache sprechen und 2. niemals eine einzige Sprache sprechen.

Aber was heisst, eine einzige, eine ganz eigene Sprache sprechen? Sind wir dazu überhaupt fähig? Wittgenstein verneint diese Frage. Er lehnt die von Derrida formulierte Paradoxie, die sich aus dem Zusammenspiel von Individual- und Konventionalsprache ergibt, ab, weil wir niemals eine individuelle Sprache sprechen. Eine Privatsprache würde, so Wittgenstein in den «Philosophischen Untersuchungen», den Prinzipien einer sinnvollen Verwendung von Sprache widersprechen. Die Vorstellung, dass es eine Wahrnehmung der eigenen Innerlichkeit gibt, bevor diese in Sprache kommt, wird als Teil einer bestimmten Sprachpraxis ausgewiesen. Es gibt keine Wahrnehmung ausserhalb der Sprache. Diese «Wende» führt auch zu einer Neubestimmung des Erinnerungsbegriffs. Erinnerung kann in der Folge nicht mehr als ein subjektiver Vorgang begriffen werden, der unabhängig von sprachlichem (und nichtsprachlichem) Ausdrucksverhalten verständlich wäre. Erinnerung vollzieht sich immer schon als Sprache und ist damit stets eingebettet in eine von vielen geteilte Praxis. Individuelle Erinnerung ist gemeinsame Erinnerung. Sie ist stets plural und in einem Bezug auf die konventionalisierte Allgemeinheit. Erfahren, empfinden, erinnern – die menschlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten werden nicht ausserhalb, nicht vor- oder nachgesetzt gedacht, sondern sie sind immer schon Sprache. Das hat Konsequenzen.

*

Sie ist, was er vergessen hat. Wenn wir Wittgenstein folgen, dann steht das Ich, das von sich spricht und dabei das Pronomen «ich» verwendet, notwendig in einem Bezug zu den Pronomen «er» oder «sie». Wo jemand «ich» sagt, kann jemand anderer mit Berechtigung dieses «ich» in seiner Rede durch ein «er» beziehungsweise «sie» ersetzen. Die Aussage wäre dann vorderhand nur ein Wechsel der Perspektive. Der besprochene «Gegenstand» bliebe derselbe. Ist dem so? Gibt es nicht so etwas wie einen privaten Bezug zu dem mit eigener Stimme Gesagten? Was wird abstrahiert, wenn mein

Sprechen ausschliesslich als Teil eines Sprachspiels begriffen wird, in dem das von meiner Stimme vorgebrachte «ich liebe dich» analog gedacht wird zur analytischen Feststellung «sie liebt ihn»? Kann darüber hinaus die liebende Bezugnahme auf ein Du ohne Abstriche übertragen werden auf die Konvention eines anonymen «man»? Inwiefern ist die Aussage «ich erinnere mich» übersetzbar in «man erinnert sich»?

Geht dabei nicht Beachtliches verloren? Haben wir nicht von uns selbst ein intimes Wissen, oder auch nur eine subtile Ahnung, die nicht reibungslos in die Sprachstruktur überführt werden kann und auch nicht immer schon vollumfänglich in einer solchen eingebunden ist? Bei Wittgenstein bringt ein als Gegenpart in Szene gesetzter Gesprächspartner die Frage ins Spiel, ob so nicht gerade das Wesentliche, das Lebendige, aus der Sprache herausfalle. Tatsächlich scheint die Frage nicht erledigt. Die Einwände des Gesprächspartners werden

*Im Erinnern wächst
das Bewusstsein für das
Vergessene*

zwar widerlegt. Gleichzeitig bilden sie eine Spur des Denkens ab, so dass das Andere des Denkens einfühlsam miteinbezogen bleibt. Die Konsequenz, das Unausprechbare in Schweigen zu hüllen, scheint ebenso problematisch wie die Rückkehr zum Körper. Wer bei und in der Sprache bleiben, die Suche nach dem Lebendigen des Menschseins aber dennoch nicht aufgeben will, findet zum Denken in Paradoxien, sozusagen zur Lyrik der Philosophie.

*

Wer bin ich? Die eingangs zitierte Zeile beantwortet diese Frage mit einem performativen Widerspruch. Das lyrische Ich aus dem Gedichtzyklus «Zehn Lieder für Ingrid Caven»* gibt eine klare Antwort und sagt gleichzeitig nichts. Aus dem widersprüchlichen Vermögen, alles zu sagen, ohne das wirkliche Geheimnis preiszugeben, schöpft die knappe Aussage ihre vielstimmige Ausdruckskraft. Diese poetische

Eigenschaft widerspiegelt sich in der Struktur der Paradoxie, die Möglichen und Unmögliches unauflösbar aufeinander bezieht. An der Grenze der Sprache, zwischen Möglichkeit und Unmöglichkeit, muss die Suche nach einer angemessenen Selbst-Beschreibung fortgesetzt werden. Diese Suche führt Philosophie und Dichtung zueinander: Beide bedenken und bearbeiten mit allen sprachlichen Möglichkeiten nichts anderes als die Grenze von Sprache – und vergrössern damit den Raum für das Erinnern.

*

Ich bin, was du vergessen hast. Die Zeile lässt sich nun noch einmal neu auf ihre paradoxe Struktur hin lesen. 1. Ohne Erinnerung gibt es keine Identität. 2. Ohne Vergessen gibt es keine Identität. Die Sprache führt zum Leben, indem sie uns teilhaben lässt an einer Gemeinschaft. Das Selbstgespräch, die Erinnerung, jeder Gedanke bekräftigt damit sozusagen unser Mitsein als Mensch unter Menschen. Gleichzeitig führt die Sprache uns aber auch von etwas weg. Wir wissen zwar nicht, was es ist. Trotzdem verlässt uns die Vermutung nicht, auf dem Weg zum Bewusstsein etwas vergessen zu haben. Erinnern Sie sich an Ihre Geburt? Die verwischte Spur treibt zu immer neuen Versuchen des Denkens und Schreibens an. Kein Wunder verbindet der poetische Philosoph Friedrich von Hardenberg, bekannt unter dem bezeichnenden Namen Novalis, die Suche nach der Universalsprache mit der Idee der blauen Blume. Im Erinnern wächst das Bewusstsein für das Vergessene.

Dr. Christine Abbt ist Assistentin am Lehrstuhl für Politische Philosophie an der Universität Zürich. Sie schreibt eine Habilitation zum Thema «Dialektik des Vergessens. Der Bruch als Bedingung für das Verstehen in Philosophie und Literatur seit der Aufklärung». abbt@philos.uzh.ch.

* Hans Magnus Enzensberger: *Zehn Lieder für Ingrid Caven*, in: Ders.: Die Gedichte, F.a.M. 1985. Ingrid Caven, 1938 geboren, ist als Schauspielerin und Sängerin bekannt geworden. Sie spielte unter anderem in Filmen von Rainer Werner Fassbinder, mit dem sie verheiratet war.